

Lea Wohl von Haselberg
(Hrsg.)

Hybride jüdische Identitäten
Gemischte Familien und patrilineare Juden

Neofelis Verlag

Die Publikation des Buches wurde durch die großzügige Unterstützung der Georges und Jenny Bloch-Stiftung ermöglicht.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Marija Skara

Druck: PRESSEL Digitaler Produktionsdruck, Remshalden

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

ISBN (Print): 978-3-943414-52-3

ISBN (PDF): 978-3-943414-76-9

Inhalt

<i>Lea Wohl von Haselberg</i> Einleitung	7
<i>Micha Brumlik</i> Matrilinearität im Judentum. Ein religionshistorischer Essay	19
<i>Elisabeth Beck-Gernsheim</i> Juden, Nichtjuden und die dazwischen. Im Dschungel der Orientierungsversuche	35
<i>Christina von Braun</i> Virtuelle Genealogien	49
<i>Christa Wohl</i> Patrilineare in Deutschland: Jüdisch oder nicht? Eine psychologische Untersuchung	65
<i>Birgitta Scherbans</i> Jüdisch-christliche ‚Mischehen‘ in Deutschland nach 1945	83
<i>Madeleine Dreyfus</i> ‚Mischehe‘ und Übertritt. Elemente jüdischer Identitätskonstruktionen am Beispiel der deutschen Schweiz	103
<i>Catherine Grandsard</i> Approximate Answers to Baffling Problems. Issues of Identity in Mixed Jewish-Christian Families in France	121

<i>Adrian Wójcik / Michal Bilenicz</i>	
Beyond Ethnicity. The Role of the Mixed-Origin Family for Jewish Identity: A Polish Case Study	133
 <i>Pearl Beck</i>	
The Relationship between Inter-marriage and Jewish Identity in the United States. An Examination of Overall Trends and Specific Research Findings	147
 <i>Joela Jacobs</i>	
Die Frage nach dem Bindestrich. Deutsch-jüdische Identitäten und Literatur	169
 Auswahlbibliographie	180

Einleitung

Lea Wohl von Haselberg

Als die vom Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Zürich und einer Arbeitsgruppe ausgerichtete Konferenz „Hybride jüdische Identitäten? Gemischte Familien und patrilineare Juden“ Anfang November 2012 in Zürich stattfand, hatte sie bereits eine längere Geschichte. Verschiedene Fäden kamen in dem Team, das die Tagung möglich gemacht hat, zusammen: Einzelpersonen, die in interreligiösen Beziehungen leben oder aus solchen stammen und das Projekt *doppel:halb*, das versucht, Menschen mit gemischt jüdischen Hintergründen ein Forum für ihre Erfahrungen und Familiengeschichten zu geben, trafen auf wissenschaftliches Interesse an einem Thema, dem im deutschsprachigen Raum erst in den letzten Jahren langsam mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird.¹

Gemeinsamer Ausgangspunkt war der Wunsch, die familiäre und identitäre Konstellation der gemischt jüdisch-nichtjüdischen Familie, die wir alle aus unserer Arbeit oder unserem Privatleben kannten, sichtbar zu machen, um damit Identitäten und Familiengeschichten in den Mittelpunkt zu stellen, die sich der klaren Zuordnungen *jüdisch* und *nichtjüdisch* entziehen und deshalb – willentlich oder unwillentlich – häufig nicht wahrgenommen werden. Sie stellen unsere sonst scheinbar so gut funktionierenden Schubladen in Frage, stoßen uns darauf, wie brüchig unsere Kategorien sind und wie wenig wir damit unsere Welt tatsächlich fassen können. Denn es leben viele Jüdinnen und Juden im deutschsprachigen Raum und auch darüber hinaus mit

1 Einen Einblick in die Forschungslage gibt auch die Auswahlbibliographie, die zwar nur die zentralen Arbeiten nennt, aber dennoch zeigt, dass die meisten von ihnen jüngeren Erscheinungsdatums sind.

nichtjüdischen Partner_innen zusammen, es entstehen Kinder aus diesen Verbindungen und die Annahme, dass ‚die Juden‘ die Anderen seien, die klar von ‚uns‘ zu unterscheiden seien, ist ebenso problematisch wie jene, dass es eine klare, scharfe Grenzen zwischen ‚uns Juden‘ und ‚den Nichtjuden‘ gäbe. Doch eine Debatte um die Konstruiertheit dieser Grenzen und Definitionen, die nicht erst seit der jüdischen Zuwanderung aus den Staaten der ehemaligen GUS nach Deutschland, nicht funktionieren,² findet kaum statt. Besonders nach der Shoah ist die Auseinandersetzung darüber, wer Jude ist und wer nicht und vor allem wer dies zu entscheiden habe, aufgeladen wie nie.

Für gemischte Familien und vor allem Menschen mit vaterjüdischem Hintergrund führt das Matrilinearitätsprinzip nicht selten zu einer doppelten Ausgrenzung: So werden sie von ihrer nichtjüdischen Umwelt häufig als jüdisch wahrgenommen, während sie von jüdischer Seite als nichtjüdisch verstanden werden. Weiter zugespitzt ließe sich sagen, dass sie sich oft als jüdisch genug für Antisemitismuserfahrungen erleben, aber nicht als ausreichend jüdisch für einen positiven Zugang, unter dem häufig die Anerkennung durch jüdische Institutionen und das damit verbundene religiös-kulturelle Leben verstanden wird. In den Beiträgen dieses Bandes, die auf Interviews basieren, wird diese Erfahrung sehr eindrücklich beschrieben. Aber auch für Menschen mit jüdischer Mutter und nichtjüdischem Vater und für jüdisch-nichtjüdische Paarbeziehungen können spezifische Fragen bezüglich ihrer jüdischen Identität entstehen – etwa danach, welche Rolle Jüdischsein in ihrem Leben spielen und in welcher Form es an Kinder weitergegeben werden soll.

In den letzten Jahren wurde die Frage, wer eigentlich jüdisch sei, in jüdischen Gemeinden und Institutionen zunehmend diskutiert. Die

2 So wanderten etwa 50% der sogenannten Kontingentflüchtlinge auf Grund des sowjetischen Nationalitätengesetzes nach Deutschland ein, welches Jüdischsein patrilinear definiert. Dadurch galten die als Jüdinnen und Juden nach Deutschland Eingewanderten für die dortigen jüdischen Gemeinden aber (zunächst) nicht als jüdisch. Vgl. Yinon Cohen/Irena Kogan: Jewish Immigration from the Former Soviet Union to Germany and Israel in the 1990s. In: *Leo Baeck Institute Year Book* 50 (2005), S. 249–265; Karen Körber: Die Aufsteiger: Jung, europäisch, säkular: Eine Studie über das Selbstverständnis der zweiten Zuwanderergeneration aus der Ex-Sowjetunion. In: *Jüdische Allgemeine*, 20.12.2014. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/21080> (Zugriff am 02.07.2015).

schrumpfenden jüdischen Gemeinden müssen sich überlegen, wie ihre Zukunft aussehen soll und dabei auch den Umgang mit patrilinearen Juden überdenken, argumentierte beispielsweise Heinrich Olmer, der damalige Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg, in seinem 2011 erschienenen Buch *Wer ist Jude?*³. Aus Perspektive der jüdischen Gemeinden sind die jüdisch-nichtjüdischen Beziehungen und Ehen Anlass zur Besorgnis, bedrohen sie doch, so mag es scheinen, den Fortbestand der jüdischen Gemeinschaft. Auch in der *Jüdischen Allgemeinen* erschienen in den letzten Jahren einige Artikel, die interreligiöse Beziehungen und Matrilinearität thematisierten: Zentral um Matrilinearität und deren Folgen für patrilineare Jüdinnen und Juden sowie für die jüdischen Gemeinden in Deutschland geht es 2006 in einem Artikel von Ruth Zeifert und 2011 bei Micha Brumlik.⁴ Über die Ursprünge und Gründe für die matrilineare Transmission im Judentum schreibt 2013 Anette Boeckler.⁵ Und 2007 und 2013 befassen sich – ebenfalls in der *Jüdischen Allgemeinen* – Sue Fishkoff und Fabian Wolff mit der Selbstbeschreibung als ‚halbjüdisch‘.⁶ Während Fishkoff in ihrem Artikel vor allem auf die Situation von Menschen mit jüdisch-nichtjüdischem Familienhintergrund in den USA eingeht, dabei aber weniger deren Akzeptanz als Jüdinnen und Juden durch jüdische Institutionen problematisiert, sondern vielmehr, dass sie mit ihrem Selbstverständnis als ‚halbjüdisch‘ sowohl bei orthodoxen als auch bei liberalen Gemeinden auf Ablehnung stoßen,

3 Heinrich C. Olmer: *Wer ist Jude? Ein Beitrag zur Diskussion über die Zukunftssicherung der jüdischen Gemeinschaft*. Würzburg: Ergon 2010.

4 Ruth Zeifert: Irgendwie jüdisch. Identitätsdilemma: Wenn der Vater Jude ist und die Mutter nicht. In: *Jüdische Allgemeine*, 17.08.2006. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/6317> (Zugriff am 14.08.2015); Micha Brumlik: Papa ante portas. Warum die Gemeinden auch Kinder jüdischer Väter als Mitglieder akzeptieren sollten. Ein Plädoyer. In: *Jüdische Allgemeine*, 06.01.2011. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/9427>. (Zugriff am 14.08.2015).

5 Anette M. Boeckler: Identität. Das Mutterprinzip. In: *Jüdische Allgemeine*, 03.05.2013. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/15829> (Zugriff am 14.08.2015).

6 Fabian Wolff: Falsche Bruchrechnung. Warum der Begriff „Halb Jude“ auf den Index gehört. In: *Jüdische Allgemeine*, 16.06.2011. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/10568> (Zugriff am 14.08.2015); Sue Fishkoff: „Ja, ich bin Halbjüdin.“ Zwischen Ablehnung und Akzeptanz: In den USA bekennen sich immer mehr Kinder aus Mischehen zu beiden Seiten ihrer Identität. In: *Jüdische Allgemeine*, 23.08.2007. <http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/4280> (Zugriff am 14.08.2015).

kritisiert Fabian Wolff die unbeschwerte Verwendung des Begriffs. Den Begriff ‚halbjüdisch‘ auf Grund der Rolle, die er in der Judenvernichtung während des Nationalsozialismus spielte, ablehnend, befindet er ihn weiterhin als völlig unpassend, weil er das Bild einer jüdischen und einer nichtjüdischen Hälfte evoziere. Das Dilemma, dass der Begriff durchaus von Menschen aus jüdisch-nichtjüdischen Familien als Selbstbeschreibung verwendet wird, denen es nicht nur um die Akzeptanz ihres Jüdischseins, sondern auch um ihre anderen kulturellen und religiösen Hintergründe geht, deutet sich in seinem Text an. Er vermag es jedoch nicht aufzulösen.

2014 erschien ein Bericht zu Identitäten und Alltagspraktiken von Kindern aus gemischt jüdisch-nichtjüdischen Familien von Julia Bernstein für das JDC International Centre for Community Development, in dem die Autorin auch auf die Tagung „Hybride Identitäten“ und die dort vorgestellten Konzepte und Überlegungen Bezug nimmt.⁷ Bernstein beschreibt, dass die Heirat außerhalb der eigenen religiösen Gruppe von religiösen Autoritäten als „Einfallstor von Assimilation“ wahrgenommen werde, obwohl es sich letztlich bereits um ihre Manifestation handele.⁸ So scheint das Matrilinearitätsprinzip tatsächlich zum Ziel zu haben, den Zusammenhalt der jüdischen Gemeinschaft in der Diaspora zu sichern. Matrilinearität in der Transmission des jüdischen Status gab es allerdings nicht ‚schon immer‘, sondern es stammt aus der Zeit Esras, also um 444 v. u. Z., wie Christina von Braun und Micha Brumlik in ihren Beiträgen zu vorliegendem Band zeigen. Damals war das Verbot der ‚Mischehe‘ und das Matrilinearitätsprinzip eine Reaktion auf spezifische historische Umstände mit dem Ziel, Zusammenhalt und Fortbestand jüdischen Lebens zu sichern. Und so ist es nicht verwunderlich, dass heute unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen, die matrilineare Transmission des Judentums wieder zum Gegenstand von Auseinandersetzungen wird. Verknappt ließen sich diese veränderten gesellschaftlichen

7 Julia Bernstein: „Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat“. Eine Studie zu Identitäten, Selbstwahrnehmungen und Alltagspraktiken von Kindern aus ‚mixed families‘ in Deutschland. JDC International Centre for Community Development, 2014. <http://www.bjpa.org/Publications/downloadFile.cfm?FileID=21544> (Zugriff am 02.07.2015). Die von Julia Bernstein durchgeführte Studie wurde zeitgleich auch für Frankreich und die Niederlande erarbeitet und sollte die Forschungslücke schließen, die es verglichen mit den USA für Europa hinsichtlich dieses Themas gibt.

8 Ebd., S. 5.

Zusammenhänge anhand einiger sehr unterschiedlicher Entwicklungen beschreiben: wie der Massensäkularisierung, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das jüdische Leben (in Europa) ergriffen hat; der Shoah sowohl mit der Definitionsmacht der Nazis, wer als jüdisch ermordet wurde, als auch mit der bis heute andauernden Bedeutung der Verfolgungsgeschichten in der Familie; der Existenz des Staat Israel als Alternative zur Diaspora, welcher patrilinear jüdische Menschen insofern anerkennt, als sie die israelische Staatsbürgerschaft erhalten können, wenn sie dort ohne Konversion auch nicht als Juden gelten; sowie nicht zuletzt postmoderne Identitätskonzepte, in denen nicht nur verschiedene Identitäten zusammengebracht werden, sondern Alltagspraktiken selektiv und höchst individuell zu Stande kommen.⁹

Die Notwendigkeit einer Benennung

Trotz dieser unbestreitbaren Lebensrealität, die in der Besorgnis um die Folgen von jüdisch-nichtjüdischen Ehen für das jüdische Leben eine Form der Anerkennung findet, verstehen sich Menschen aus ‚gemischten‘ Familien nicht als Gemeinschaft und verfügen über keine positiv besetzte Selbstbezeichnung. Es handelt sich nicht um eine Gruppe mit einem wie auch immer gearteten Wir-Gefühl – im Gegenteil fühlen sich Menschen teiljüdischer Herkunft oft eher einzeln. Sie sind nicht (oder zumindest kaum) organisiert und fühlen sich allein zwischen den Stühlen, die sie als jüdisch und nichtjüdisch beschreiben. Über sich selbst sprechen sie als ‚irgendwie jüdisch‘, ‚jüdisches Mischmasch‘ oder ‚ziemlich jüdisch‘. Sie suchen also nach Worten, um ihr Verhältnis zum Judentum zu beschreiben, wie das besonders Ruth Zeiferts Vortrag in Zürich zeigte.

So war die erste Herausforderung im Vorfeld der Konferenz bereits die Findung eines Tagungstitels, der ja eine Benennung setzen und damit den Vorträgen und Diskussionen der Tagung vorgreifen musste, in denen der Titel wiederholt Gegenstand war. Uns war bewusst, dass wir damit eine erste Interpretation des Themas liefern würden, die auf der einen Seite die wissenschaftlichen Beiträge rahmen und auf der anderen die Erwartungshaltungen der Konferenzteilnehmer_innen prägen würde. Das vorrangige Ziel bestand

9 Bernstein: „Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat“, S. 7.

dabei weniger darin, einen unproblematischen Begriff ins Feld zu führen, dann wäre der Begriff der Hybridität sicherlich die falsche Wahl gewesen, sondern stattdessen vielmehr einen zu finden, der eine positive Deutung vornimmt und das Potenzial des Neuen, des Vielfältigen und Reichhaltigen betont. Wie schon das Projekt *doppel:halb* mit seiner Namensgebung versuchte die Betitelung der Konferenz nicht das Defizitäre, nämlich das häufige Fehlen des anerkannten jüdischen Status, in den Vordergrund zu stellen, sondern stattdessen das Doppelte, das Mehr und mit dem Begriff der Hybridität ein wissenschaftliches Konzept in Anschlag zu bringen, um den Fokus auf das im Dazwischen der Kategorien neu Entstehende zu lenken.

Es erscheint symptomatisch, dass keine (akzeptierten) Bezeichnungen existieren. Dieser Umstand deutet an, was die Beiträge in diesem Band nachzeichnen: nicht nur wie sehr sich Menschen teiljüdischer Herkunft als vereinzelt wahrnehmen, sondern dass sie häufig herrschende Definitionen, allen voran die der jüdischen Orthodoxie, akzeptieren. Über eine funktionierende Selbstbezeichnung zu verfügen, bedeutet, über sich sprechen zu können, sich als Wir-Gruppe wahrzunehmen, zu einer ‚erzählten Gemeinschaft‘ zu zählen, letztlich real zu werden. Dies ist bis jetzt nicht geschehen. Gleichzeitig bedeutet es, sich in seiner Besonderheit wahrzunehmen, *jenseits* der schon bestehenden Kategorien, etwas Eigenes für sich in Anspruch zu nehmen und sich abzugrenzen. Deshalb soll an dieser Stelle nicht versäumt werden, auf die Unsichtbarkeit teiljüdischer Biographien und die sie betreffende Sprachlosigkeit hinzuweisen.

Doch im Fehlen eines *verwendbaren* Namens – auf der Tagung in Zürich fielen von Debatten und erläuternden Kommentaren begleitet Begriffe wie ‚halbjüdisch‘, ‚vaterjüdisch‘, ‚patrilinear‘ oder auch ‚half-jewish‘ und ‚halfbreed‘ – deutet sich auch die schwierige Geschichte der existierenden Begrifflichkeiten an. Der Begriff des ‚Halbjuden‘, stammend aus der Rassenlehre des 19. Jahrhunderts, dann verwendet in den Rassegesetzen der Nationalsozialisten, die direkt auf die Vernichtung hinführten, ist damit ebenso unwiderruflich durch seine Genese und Geschichte geprägt wie der der ‚Mischehe‘. Es darf also nicht vergessen werden, dass es sich bei diesen Begriffen um soziale Machtstrukturen handelt. Gerade die Figur des ‚Mischlings‘, sei es ein ‚Mulatte‘, ein ‚Bastard‘ oder ein ‚Halbjude‘, tendiert dazu, ein Weltbild zu stabilisieren, in dem sich ganzheitliche, homogene und essentialistisch gedachte Kulturen oder ‚Rassen‘ vermischen. Und die

Existenz des ‚Mischlings‘ ist es, die ebendiese Konstruktion wieder bestätigt und einheitliche ‚Rassen‘ und Kulturen zur ‚gesunden Norm‘ erklärt.¹⁰

Auch wenn der Begriff ‚Halbjude‘ in den USA viel unbefangener als Selbstbezeichnung benutzt wird, was Buchtitel wie *The Half-Jewish Book. A Celebration* oder auch das Internetforum *The Half-Jewish Network* zeigen, so ist doch die historische Situation in Deutschland nicht vergleichbar, weshalb der Begriff ‚halbjüdisch‘ für viele Menschen aus jüdisch-nichtjüdischen Familien keine mögliche Selbstbeschreibung bietet. Er wird dennoch verwendet und löst bei Jüdinnen und Juden Ablehnung aus.

Es bleiben also auch nach der Tagung und dem Erscheinen des vorliegenden Bandes bezüglich der Bezeichnungen noch offene Fragen bestehen: Auf der einen Seite für die Wissenschaft hinsichtlich einer theoretischen Konzeptionierung. Für diese hat Ruth Zeifert in oben erwähntem Vortrag und mit ihrer Bezugnahme auf Homi K. Bhabhas ‚Dritten Raum‘ bereits einen Anfang gemacht, den es lohnen würde, weiter zu verfolgen. Auch mit einer versuchsweisen Anbindung an die trans-Begriffe könnte die beginnende theoretische Annäherung fortgeführt werden.¹¹ Auf der anderen Seite für die ‚Betroffenen‘ und jüdischen Institutionen, für welche die Überwindung der Sprachlosigkeit auch ein wichtiger Schritt von Anerkennung und positivem Selbstbild sein könnte.¹² Die Auseinandersetzung über eine funktionierende (Selbst-)Bezeichnung ist eine Reaktion auf die geschehenden Ein- und Ausschlüsse. Sie ist der erster Schritt, jenseits etablierter Autoritäten die Definitionsmacht für sich in Anspruch zu nehmen.

10 Kien Nghi Ha: *Unrein Und Vermischt. Postkoloniale Grenzgänge durch die Kulturgeschichte der Hybridität und der kolonialen ‚Rassenbastarde‘*. Bielefeld: Transcript 2010, S. 129–130.

11 Bei Julia Bernstein findet sich ebenfalls der Verweis auf Bhabhas Dritten Raum sowie auf kaleidoskopische Identitäten, wie sie u.a. Lars Dencik beschreibt. Vgl. Bernstein: „Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat.“, S.7; Lars Dencik: ‚Homo Zappiens‘. A European-Jewish Way of Life in the Era of Globalisation. In: Sandra Lustig / Ian Leveson (Hrsg.): *Turning the Kaleidoscope. Perspectives on European Jewry*. New York: Bergahn 2006, S. 79–105.

12 Die Sprachlosigkeit drückt sich häufig auch darin aus, dass in die englische Sprache ausgewichen und von ‚halfjewish‘, ‚mixed marriages‘ oder ‚mixed families‘ gesprochen wird, um den nationalsozialistisch belegten Begriff des ‚Halbjuden‘ und den ebenfalls kontaminierten Begriff der ‚Mischehe‘ zu umgehen.

Hybridität

Vergleichbar mit Heinrich Olmers Buch *Wer ist Jude?*, Micha Brumliks Artikel in der *Jüdischen Allgemeinen* und dem Forschungsbericht von Julia Bernstein für das JDC nehmen viele Beiträge eine jüdische Perspektive ein. Was ist hiermit gemeint?

Zwei verschiedene jüdische Blickweisen auf das Thema fallen auf: Erstens eine jüdische Perspektive, die häufig an Institutionen gebunden ist und sich dem Thema vor dem Hintergrund der Besorgnis um den Fortbestand der jüdischen Gemeinden nähert. Hier geht es darum, Einsichten zu erlangen, um wiederum Handlungsstrategien für jüdische Institutionen zu entwickeln, die zum Wohle der jüdischen Gemeinden sind – was auch immer das im Einzelnen bedeuten mag. Zweitens eine Perspektive auf das Jüdischsein und die jüdische Identifizierung von Menschen mit gemischten Familienhintergründen. So muss Christa Wohl in ihrem Beitrag feststellen, dass der Umstand, dass ihre Interviewpartner_innen sich signifikant häufiger über ihre jüdischen Großeltern äußerten als über ihre nichtjüdischen, sowohl dafür stehen kann, dass ihnen mehr Bedeutung zugemessen wird, als er auch Artefakt der Fragestellung sein kann. Das bedeutet, dass zwar zum einen Kinder jüdischer Väter und nichtjüdischer Mütter ihre eigene Identität anhand existierender Konzepte wahrnehmen und beschreiben, sie also die halachisch definierte Matrilinearität als Autorität anerkennen und sich an dieser weitgehend orientieren. Damit meine ich aber auch, dass die Forschungsfragen häufig darauf fokussieren, *wie jüdisch* Menschen mit teiljüdischem Hintergrund nun tatsächlich sind und wie ihr Verhältnis zu Judentum oder jüdischen Institutionen gestaltet ist. Die Forschungsperspektive schaut also verstärkt auf den jüdischen Anteil.

Der Begriff der Hybridität mit seiner streitbaren Bandbreite, an dessen einen Ende sein biologistischer Ursprung und an dessen anderen Ende das Konzept des Dritten Raums stehen, sollte für die Tagung eine andere Perspektive ermöglichen: Einen Blick auf das Neue, das in den Selbstverständnissen, den kulturellen und religiösen Alltagspraktiken entsteht, ein Blick auf die positive, immer schon existente, aber nun sichtbar gemachte Mischung und nicht auf den Mangel. Es sollte nicht nur dem ‚Entweder-oder‘ ein ‚Sowohl-als-auch‘ entgegengestellt werden, sondern weiter noch ein Blick auf das Dritte, das entsteht oder zumindest entstehen könnte,

ermöglicht werden. Gleichzeitig verweist der Begriff der Hybridität auf eine Parallele: Im Zusammenhang mit Migration und anderen gesellschaftlichen Minderheiten wird bereits seit einigen Jahren von ‚hybrid identities‘ gesprochen. Bislang wird die jüdische Minorität in Deutschland jedoch noch selten mit Blick auf Ähnlichkeiten und Parallelen zu anderen Minoritäten hin untersucht, was an der besonderen Bedeutung liegen mag, die die Juden für das deutsche Selbstverständnis haben.¹³ Die Verwendung eines Begriffs, der in anderen Zusammenhängen bereits länger Anwendung findet, könnte auch zu einer vergleichenden Perspektive ermutigen, welche die jüdisch-nichtjüdischen Familien in ihrer Bireligiosität und Bikulturalität als verwandt mit anderen kulturell oder religiös ‚gemischten‘ Familien versteht.

Das Tagungsformat und der Tagungsband

Das etwas ungewöhnliche Format der Tagung mit wissenschaftlichen Vorträgen und Workshops sowie einem gemischten Publikum aus Wissenschaftler_innen und ‚Betroffenen‘ ist dem heterogenen Organisationsteam mit seinen unterschiedlichen Interessen und Ansätzen geschuldet: dem Wunsch, wissenschaftliche Forschung zu bündeln und gleichzeitig einen Rahmen für Austausch und Gespräche zu schaffen, um mit dieser Schnittstelle vor allem eines zu bewirken, nämlich Menschen mit gemischt jüdisch-nichtjüdischen Familien sichtbar zu machen und von ihnen und ihren Erfahrungen zu erzählen. Neben den im vorliegenden Band versammelten Vorträgen gab es deshalb auch Workshops, die den Tagungsteilnehmer_innen in kleineren Gruppen einen strukturierten Austausch ermöglichten, während die Referent_innen zeitgleich in einem Netzwerktreffen Möglichkeiten und Potentiale aktueller und künftiger Forschungsprojekte diskutieren konnten. Da insbesondere die unterschiedlichen Bedürfnisse und Interessenslagen z. T. schwer zu vereinbaren waren, freuen wir uns über die positiven Rückmeldungen zum Tagungskonzept und die fortdauernden Wirkung der Veranstaltung.

Zu einer andauernden Auseinandersetzung soll auch der vorliegende Band beitragen, der einen Großteil der gehaltenen Vorträge

13 Michal Y. Bodemann: *In den Wogen der Erinnerung. Jüdische Existenz in Deutschland*. München: dtv 2002, S. 8.

versammelt und diese um Micha Brumliks einleitenden Essay zu Matrilinearität ergänzt. Auch wenn der vorliegende Band damit nur einen Teil der Konferenz festhält, versucht er doch, den gleichen Spagat wie die Tagung zu bewältigen: Wissenschaftliche Forschung zu bündeln – was im deutschsprachigen Raum zu diesem Thema bisher viel zu wenig geschehen ist – und gleichzeitig Forschungsergebnisse auch einer nichtwissenschaftlichen Leser_innenschaft zugänglich zu machen, die gemischte Familien aus eigenen Erfahrungen kennen und dem Thema mit einem persönlichen Interesse begegnen.

In seinem einführenden Essay rahmt Micha Brumlik das Thema Matrilinearität im Judentum religionsphilosophisch und zeigt deren Entstehungszusammenhänge auf. Elisabeth Beck-Gernsheim stellt die matrilineare Transmission im Judentum in einen größeren Zusammenhang im 20. Jahrhundert und zeigt mit Blick auf schwarz-weiße Familien und jüdisch-nichtjüdische Familien, wie widersprüchlich die Konsequenzen von regelhaften Zuordnungen und Kategorisierungen sein können. Christina von Brauns Beitrag über die virtuellen Genealogien verweist auf die Rolle, die Schriftlichkeit und Mündlichkeit für die Matrilinearität im Judentum spielen. Darauf folgen die Beiträge von Christa Wohl, Birgitta Scherhans und Madeleine Dreyfus, die auf qualitativen Interviews mit jüdisch-nichtjüdischen Familien aus dem deutschsprachigen Raum basieren. Während Wohl aus psychologischer Perspektive die narrative Konstruktion von Identität erwachsener Kinder aus ‚gemischten‘ Familien untersucht und dabei nicht nur die identitären Beschreibungsmuster ergebnisorientiert zusammenfasst, sondern auch konkreten Einblick in Lebensgeschichten und Familienkonstellationen gibt, stellt Scherhans die interreligiöse Ehe in den Mittelpunkt und untersucht mittels Paarinterviews, wie in jüdisch-christlichen Ehen, die in Deutschland nach 1945 geschlossen wurden, religiöse, kulturelle und traditionsgebundene Wertvorstellungen und Identifikationsangebote für die Kinder ausgehandelt werden. Dreyfus' Beitrag untersucht, ebenfalls aus psychologischer Perspektive, die Transmission jüdischer Religion und Kultur in jüdisch-nichtjüdischen Familien in der deutschsprachigen Schweiz.

Mit Catherine Grandsards Beitrag wird der Blick über den deutschsprachigen Raum hinaus geöffnet. Sie untersucht die Situation jüdisch-nichtjüdischer Familien in Frankreich, wo nach den USA und Israel die größte jüdische Gemeinschaft lebt. Aus ethnopsychiatrischer

Perspektive deutet sie die psychischen Probleme von Menschen aus jüdisch-nichtjüdischen Familien, wobei sie sowohl Menschen mit jüdischem Vater als auch mit jüdischer Mutter berücksichtigt. Adrian Wójcik und Michal Bilewicz untersuchen die Rolle, die eine jüdisch-nichtjüdische Herkunftsfamilie für jüdische Identität in Polen spielt. Ihre Forschung basiert auf einer quantitativen Studie mit standardisierten Fragebögen. Pearl Becks Beitrag gibt einen Einblick in die Situation jüdisch-nichtjüdischer Familien in den USA, wo die interreligiöse Ehe schon länger als in Deutschland ein zentrales Thema in den jüdischen Gemeinden und Institutionen ist. Sie vergleicht die Identifikation mit dem Judentum in jüdischen und jüdisch-nichtjüdischen Familien und beschreibt die Herausforderungen, vor denen jüdisch-nichtjüdische Paare stehen, wenn sie gemeinsame Kinder bekommen. Der letzte Beitrag des Bandes untersucht deutsch-jüdische Literatur und fragt, ob der Bindestrich zwischen dem ‚deutsch‘ und dem ‚jüdisch‘ als Minuszeichen gelesen werden kann oder ob es sich nicht vielmehr um ein Pluszeichen handeln müsste. Damit – und deshalb steht ihr Beitrag am Ende des Bandes – lenkt Joela Jacobs den Blick darauf, dass Hybridität in der deutsch-jüdischen Gegenwartsliteratur ein prominentes Thema ist, aber auch darauf, dass sie ohnehin überall besteht.

Die Tagung wäre nicht möglich gewesen ohne die Arbeitsgruppe *Hybride Jüdische Identitäten*, die die wissenschaftliche Konzeption und Organisation getragen hat, sowie ohne Prof. Dr. Jürgen Oelkers und das Erziehungswissenschaftliche Institut der Universität Zürich, die nicht nur an der Finanzierung maßgeblich beteiligt waren. Der Tagungsband verdankt die Möglichkeit seiner Drucklegung der Züricher Georges und Jenny Bloch Stiftung. Ihnen und allen Teilnehmer_innen der Tagung gilt an dieser Stelle Dank.

Joela Jacobs zitiert in ihrem Beitrag aus Zafer Şenocaks Roman *Gefährliche Verwandtschaft*, das man sich nicht aussuchen könne, wer man sei, das würden immer die anderen entscheiden – diese Erfahrung mache jeder, der einmal die Seiten wechseln wolle. Jene Erfahrung spiegelt sich auch in den vielen Vorträgen, die auf qualitativen Interviews mit Menschen aus gemischten Beziehungen und Familien basierten, wider – wahrscheinlich ebenso häufig wie sie Thema der Gespräche während der Tagungspausen war.

Schließen möchte ich diese Einleitung mit dem Wunsch, dass die Tagung und so auch der Sammelband Beiträge zu einer fortwährenden wissenschaftlichen wie individuellen Auseinandersetzung und Forschung sein mögen und zu einer Gesellschaft, in der man es sich eben doch aussuchen kann, wer man sein möchte und in der man keine Seite wählen muss.